Herrschen

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 6

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

Den 6. Februar

☞ ☞ herrschen. ☞ ☞

Von Rudolf Traubold.

Willst Du als Herr Dich über die erheben,
Die willig sind, vor Dir das Haupt zu neigen,
Dann darfst Du niemals Deine Schwächen zeigen
Und vor der Lüge schamrot nie erbeben.

Du mußt, willst Du ein machtvoll Szepter führen,
In Sesseln schlagen jedes freie Denken,
Du darfst dem Treuesten selbst nicht Glauben schenken
— Und wenn Du schläfst, laß Wachen vor den Türen.

Du sollst es keinen Augenblick vergessen:
Daß nah die Liebe wohnt dem finstern Hasse,
Daß wankelmütig alle Gunst der Masse,
Daß trägt der Diener wird bei reichem Essen.

Auch alles, was nach Wahrheit strebt im Innern
Sollst Du ersticken — selbst im eigenen Herzen —
Du sollst es aus dem Geist der Knechte merzen,
Was an die Freiheit sie noch mag erinnern.

Hart sollst Du sein, und unerbittlich streng,
Wenn Du auch Milde lägst und huldvoll scheinst;
Nie soll's ein Auge sehen, wenn Du weinst —
Doch, wenn Du lächelst, zeige Dich der Menge.

Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bühler, Bern.

6 (Schluß.)

Christian kann beinahe nicht reden, zwei-, dreimal schüttelt er dem Flieger die Hand, gibt seine Weberkleider zurück und tritt dann zu Katarina, die ihn glücklich empfängt. Aber auf ihrem Weg in die Stadt konnte sich Katarina nicht enthalten, ihrer Besorgnis Worte zu geben, leise zu verraten, wie sie gezittert, sich geängstigt habe. „Denk,“ flugte sie, „wie Du einstiegst, sagte eine Frau, die an mir vorbeikam, zu einer andern: „Der wird hoffentlich nicht verheiratet sein, dann macht es ja nichts!“ Christian kam diese Sorge kindisch vor, er war noch hingekriegen von der Herrlichkeit des Fliegens, und da bangte sie und sorgte: Wenn es ein Unglück gegeben hätte! Herrgott, und was dann? Waren diese wenigen wild und heiß genossenen Augenblicke nicht hundertmal, tausendmal mehr wert als ein ganzes langweiliges Leben, ohne wirkliche Eindrücke? Aber er bezähmte sich zu der Phrase: „Ach, das ist nicht so schlimm!“

Da preßte sie seinen Arm: „Aber gelt Du fliegst nun niemehr?“

Nun froh es Christian den Hals empor: „Daß ich ein Narr wäre,“ machte er barsch, „es gibt auf der Welt nichts Herrlicheres als Fliegen, in alle Ewigkeit nicht! — Und das sollte ich mir versagen?“ —

Sie fühlte nur das Abstoßende dieser Worte, nicht die Leidenschaft, die das eben Genossene in Christian ausgelöst hatte. Langsam, ganz langsam löste sie ihren Arm aus dem seinen und hatte dann in ihrem Täschchen etwas zu suchen. Christian merkte, daß er ihr wehe getan hatte, aber er suchte umsonst nach einem veröhnenden Wort. Sie bestiegen die Trambahn, und vor ihrem Hotel trennten sie sich, indem sie auf morgen ein Wiedersehen verabredeten.

So sehr Christian unter diesem kalten Abschied litt, so angenehm war es ihm jetzt, allein sein zu können und die Eindrücke, die er vorhin in sich aufgenommen hatte, zu verarbeiten. Davon war er nun voll, das andere, mit Katarina, das würde sich schon wieder finden. Aber noch war er nicht weit gekommen, als er heftig am Arm gepackt wurde. Inäbnit stand vor ihm, aufs höchste erregt: „Jetzt haben wir die Schweinerei,“ entfuhr es ihm, „der Krieg ist da!“ Und er erklärte, daß man stündlich die Kriegserklärung zwischen Frankreich und Deutschland erwarte. Im Bundeshaus sei alles drunter und drüber, man glaube, daß morgen schon mobilisiert werde. Da erschrak auch Christian, und so sehr er die Nachricht bezweifelte, so zeigten doch die späteren Abendstunden, daß Inäbnits